

Alte Schuld.

Roman von R. Kohrausch.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

31 Nach einem zögernden, aberlegenden Schweigen fuhr der Mann fort:

„Ich muß dir noch von einem Menschen erzählen, den ich dir gegenüber bisher niemals erwähnt habe. Damals war er mein Freund — wie man in jungen Jahren ja rasch bei der Hand ist mit Freundschaften. Wie lernten wir im Theater kennen, an einem von meinen freien Sonntagabenden. Er saß neben mir, wir kamen ins Gespräch. Mich fesselte seine Begeisterung für das Theater — das heißt, es war bei ihm eine Begeisterung von besonderer, egoistischer Art, wenn ich so sagen darf. Er hatte nämlich den leidenschaftlichen Wunsch, selber Schauspieler zu werden, interessierte sich immer nur für die Rollen, die seiner Ansicht nach für ihn gepaßt hätten. Er war jünger als ich, saß damals noch in der Prima des Gymnasiums und stand vor der Entscheidung über seinen künftigen Beruf. Sein Vater war tot, er hatte darum viel Freiheit, hatte sich an die Leute vom Theater herangemacht und bekam von ihnen Freibillette, wenn er darum bat. Er hätte sonst kaum ins Theater gehen können; denn seine Mutter mußte sich sehr einschränken, und er bekam ein ganz geringes Taschengeld.“

„Wie hieß er?“
„Den Namen will ich dir lieber verschweigen. Deinetwegen. Es könnte kommen — es ist besser, wenn du ihn selbst nicht weißt. Alles andere will ich dir heute sagen.“

„Ich warte darauf, Bruno.“
„Von allem das Schwerste kommt jetzt. Auch meine Begeisterung für das Theater hatte persönliche Motive. Freilich andere, als bei ihm. Ich war verliebt — in eine junge Schauspielerin. Sie war Anfängerin, erst ganz kurze Zeit beim Theater, aber sehr hübsch und sehr talentvoll. Es war die Kunevka.“

Hedwig fuhr zurück, als wenn die Tote selbst vor sie hingetreten wäre.

„Die Kunevka? Sie — schon damals — du hast sie gekannt — vor so vielen Jahren schon?“

„Ja, ich habe sie kennengelernt. Auf meinen Wunsch, meine Bitte. Durch ihn, den sogenannten Freund. Er kannte ja die Leute vom Theater. So war es ihm ein leichtes, mich ihr vorzustellen. Und sie selbst — ich weiß nicht, wie es kam — sie schien Gefallen an mir zu finden. Ich durfte sie besuchen. In den Stunden vor dem Theater, von fünf bis sieben, in denen ich frei war. Ich konnte mit einer Zeitlang einbilden, ihr begünstigter Liebhaber zu sein.“

Stumm, versteinert sah Hedwig.

„Aber ich wollte sie auch spielen sehen, und ich war angezogen am Abend. An Billetten für das Theater hätte mir's natürlich nicht gefehlt, aber an Zeit und Freiheit. Ein Zufall gab mir das Mittel in die Hand, mich freizumachen. Mein Freund verwandte sein wenig Taschengeld, um sich Perücken, Schminke zu kaufen, erbetelte abgelegte Sachen, auch wohl von den Theatermitgliedern. Er probierte die Sachen dann in meinem Zimmer und gewann bald eine stannenswerte Fertigkeit, Masken zu machen. Einmal erschrak ich förmlich, als ich nach Hause kam, und er mir entgegentrat. Es war, als wenn ich mich im Spiegel sähe, als wenn ich selber vor mir stünde. So treffend hatte er sich durch seine Bühnenmittel in mich verwandelt. Er besaß die gleiche Figur wie ich, und seine Mienen hatten ergänzt, was der Ähnlichkeit fehlte.“

Er schweig wieder. Hedwigs lautes, angstvolles Atmen war das einzige, was die tiefe Stille unterbrach.

„Wie gesagt, ich war zuerst erschrocken, dann stieg ich an zu lachen, und am Schluß kam es über mich wie eine Eingebung. Ich packte ihn an den Schultern und rief ihm zu: jetzt weiß ich, was du für mich tun kannst. So, wie du da bist, in meiner Maske sehen wir dich abends, wenn ich ins Theater gehen möchte, in die Bibliothek. Der Onkel glaubt, mich bei meiner Arbeit zu sehen; er kommt abends niemals in die Bibliothek; ich stelle mich heimlich aus der kleinen Pforte in der Gartenmauer hinaus und ins Theater. Bekannt hat er nicht, von denen er hören könnte, daß ich dort war. Die verkümmerte Arbeit hole ich schon nach. Und so ist uns allen gelungen.“

Mein Doppelgänger — denn er stand immer noch in Maske vor mir — überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Der Scheiß wäre nicht Abel, und ich spielte dem Allen ganz gern diesen Streich. Aber eins fehlt noch an dem Plan. Was bekomme ich denn von dir, wenn ich es tue? Du weißt, umsonst ist der Tod.“ Seine berechnende Selbstsucht hätte mich mißtrauisch machen sollen, aber ich dachte nur an das Gelingen meines Planes. Ein förmliches Geschäft wurde von uns abgeschlossen. Wenn er mich vertrat, bekam er drei Mark für den Abend, und ich war glücklich, mir zuweisen um diesen Preis den Anblick meiner Geliebten auf der Bühne verschaffen zu können.“

Ein dumpfer, heiserer Ton aus Hedwigs Brust verriet, wie sehr sie darunter litt, ihn von dieser anderen Geliebten sprechen zu hören. Er fühlte den Vorwurf, der in dem Schmerzensston lag.

„Verzeih' mir, Hedwig, daß ich sie so genannt habe. Nur damals war sie das, was ich rücksichtslos aussprach. Verzeih' mir. Ich habe das alles gründlich gebüßt. Schon bald kam ein bitterer Tropfen in meinen Freudenbecher. Ein paarmal, wenn ich zu ihr kommen wollte, sagte sie mir unter einem Vorwand ab. Unter den Theaterleuten kam das Gerücht von einem neuen Liebhaber der Kunevka auf; ein älterer, sehr vermöglicher Herr sollte der Begünstigte sein. Ein Heintz Deiningger, den man mir im Theater zeigte. Jedesmal, wenn sie spielte, saß er in der Prospektumloge, und von der Bühne slog mancher verprechende Blick zu ihm hinüber. Ich wurde fast rasend vor Eifersucht, wenn ich solch einen Blick bemerkte. Unfere Beziehungen hatten während meiner Herbstferien begonnen, jetzt war es um Weihnachten. Mein Fernsein in der Zwischenzeit hatte sie wohl veranlaßt, einen anderen Freund zu suchen. In einer Verfassung, die halb schon Selbsttrankheit war, hatte ich Weihnachten bei meinen Eltern verbracht. Aber nur die beiden Feiertage — der Onkel forderte mich zurück, saate ich ihnen. Dann

gleich wieder nach Nürnberg. Erst nach Neujahr empfing sie mich wieder — da sah ich einen Ring an ihrer Hand, einen neuen, den sie nie vorher getragen hatte. Er war aus ineinander gewundenen, goldenen Schlangen gebildet. Ich forderte Rechenschaft, von wem sie diesen Ring habe; sie lachte mich aus, belog mich, wurde zuletzt heftig und wies mir die Tür. Nun fing ich an, ihr aufzulauern in jeder freien Minute, besonders nach dem Theater, weil ich dann frei von Arbeit war. Einmal sah ich, wie sie mit diesem Herrn Deiningger am Bühnenausgang in einen Wagen stieg, und hörte wie die Adresse von einem eleganten Restaurant genannt wurde, wo man in ungenierten Kabinetten miteinander souperieren konnte.“

Deiningger schöppte tief Atem. Es war so still im Zimmer, daß man das Rollen eines Wagens auf der Straße und einzelne Menschenstimmen deutlich vernahm. Ein Frauenlachen erklang dort unten, hell, heiter, grausam in seiner gegenfälligen Fröhlichkeit.

„Ich wußte damals kaum, was ich tat. Am Abend nach jenem, an dem ich die beiden zusammen gesehen hatte, war die Kunevka unbeschäftigt. Ich überraschte meinen Freund mit der Bitte, an diesem Abend wieder meine Rolle in der Bibliothek zu spielen. Das war sonst nur geschehen, wenn die Kunevka zu tun hatte. Mein Zweck war diesmal, zu beobachten, ob Deiningger zu ihr ginge an dem freien Abend. Er — mein sogenannter Freund — war für seine drei Mark mit Vergnügen bereit, mich wieder zu vertreten. Allzu oft war es nicht geschehen, vielleicht sechsmal im Ganzen; es war doch schließlich ein gewagtes Spiel. Jetzt aber war mir alles gleich; ich wollte dem Nebenbuhler aufauern um jeden Preis. Und ich hatte Glück — wenn man das gute Wort so mißbrauchen will. Ich tra' ihn ganz nahe bei der Wohnung der Kunevka, auf einer einsamen Stelle über dem Wallgraben. Als ich ihn kommen sah, trat ich ihm in den Weg. Ich verbot ihm, zu der Kunevka zu gehen, er lachte mich aus. Dies Lachen machte mich vollends rasend. Ich packte ihn an mit Gewalt, wollte verhindern, daß er den Weg fortsetzte. Da geriet er in Wut; er war nicht mehr jung, aber kräftig. Wir kamen ins Ringen; meine wütende Leidenschaft machte mich ihm überlegen. Ich drängte ihn vor mir her — plötzlich sah ich, daß hinter ihm die Treppe war, der Abstieg in den Wallgraben. Er ahnte wohl

Die schönsten Kleider
zu billigsten Preisen
bei
KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

die Gefahr, faßte mich an der Kehle und stieg an, mich zu würgen. Da riß ich mit einer ungeheuren Anstrengung seine Hände von meinem Hals und gab ihm einen Stoß, daß er hintenübertaumelte, hinab in die Tiefe stürzte.“

„O mein Gott, mein Gott!“ Schwere Tränen fielen aus Hedwigs Augen, während sich diese Worte ihrer Brust entzogen.

„Damals rief ich auch zu Gott, wie du es heute tust. Entsetzen vor mir selbst packte mich an, Todesangst vor den Menschen. Ich sah mich um, ob niemand uns gesehen hatte — nein, kein M. Ich war in der Nähe. Dann stieg ich auf einem Umweg hinunter in den Wallgraben, schlich mich wie ein verfolgtes Tier zu der Stelle, wo er lag. Ich hoffte noch, daß er am Leben wäre; der aber, den ich dort unten fand, war ein toter Mann. Ich hätte mich selbst anzeigen und Leute zur Hilfe herbeiholen sollen, aber ich war zu feige dazu. Auf einsamsten Wegen lief ich nach Hause, direkt in den Arbeitsraum der Bibliothek, wo mein Vertreter saß. An den Wänden waren ein paar Spiegel; er sah mich in dem einen, und ich sah ihn darin. So sehr ich mit anderen Dingen beschäftigt war, so weiß ich doch noch genau, wie das Grausen vor mir selbst immer stärker wurde, während ich mein eigenes Bild so, tot und lebendig vervielfältigt, gerade in jenem Augenblick vor mir sah.“

„Mein Stellvertreter besaß eine Ruhe, die mir auch bei geringeren Anlässen fehlte. Sobald er mich im Spiegel sah, rief er, ohne sich nur nach mir umzuwenden: Bleib ruhig an der Tür dort stehen. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn dein Onkel dich hier in zwei Aufzügen auf einmal sähe. Was zum Teufel ist geschehen, daß du so früh wiederkommst und aussiehst wie ein Geist? Ich war trotz meiner Verzweiflung und Angst klug genug, ihm zu gehorchen und an der Tür stehen zu bleiben. Von dort aus erzählte ich ihm, was geschehen war, erleichterte mich durch Selbstanklagen das Herz.“

„Ich habe gemordet, gemordet!“ rief ich ihm zu: denn ich empfand als Mord, was in Wirklichkeit ein in sinnloser Leidenschaft begangener Totschlag und viel richtiger noch Notwehr gewesen war. Ich beschwor ihn, mir zur Flucht zu verhelfen, mir eine Verkleidung zu schaffen, in der ich fliehen könnte. „Warum?“ war alles, was er in seiner kühlen Art antwortete. „Du hast ein Alibi.“

Dein Onkel wird beschwören, daß du das Haus nicht verlassen hast. Und ich verrate dich nicht. Es wird sich schon einmal eine Gelegenheit finden, bei der du dich verwandteren kannst.“ Ich fing an zu hoffen, dankte ihm in überhöflichen Worten. Und es ging wirklich so, wie er es vorhergesagt hatte. Zur Untersuchung kam es, der Tote selbst hatte durch die Äußerung auf mich hingewiesen, daß er meine Eifersucht und mein leidenschaftliches Temperament fürchtete. Zum Glück für mich beschränkte sich das Gerücht auf die eine maßgebende Frage, ob ich an dem Abend zu Hause gewesen sei oder nicht. Mein Onkel beschwor, daß ich die Wohnung nicht verlassen hätte, daß ich den ganzen Abend im Bibliothekzimmer bei der Arbeit gewesen wäre. Das entschied. Man kam zu der Ueberzeugung, daß der Tote verunglückt wäre, und ich war gerettet.“

„Gerettet!“ wiederholte Hedwig leise, doch ohne Befreiungston, wie ein mattes Echo. Ihr Gesicht hatte die Todesangst, die bei den furchtbaren Erinnerungen in seinen Zügen wieder aufgelebt war, gleich einem Spiegel wiederzuerleben.

Wilde schloß Türinger für ein paar Sekunden die Augen, dann hob er langsam den Kopf und sah Hedwig fest ins Gesicht.

„Nun ist es heraus. Du weißt nun, was du wissen solltest. Was daraus kommen wird, muß ich tragen — ich hab' es in all den Jahren gelernt, manches zu tragen.“

„Du tragen — was?“
„Er, der mir geholfen hatte, kannte seinen Preis. Anfangs, als ich selbst noch in beschränkten Verhältnissen war, blieb er ziemlich bescheiden. Vor Ostern aber starb mein Großvater, wir wurden vermöglicher, und nun ging er mit Bitten an, ihm die Mittel zu geben, um Schauspieler zu werden. Ich tat es, war froh, mich dankbar zeigen zu können. Darbte lieber selbst und ließ ihn zukommen, was ich erübrigen konnte. Das ging eine Zeitlang so hin. Bis er einsah, daß er es als Künstler doch nie zum Höchsten bringen würde. Das muß ihn furchtbar getroffen haben. Seit jener Zeit fing er an zu trinken, zu spielen, verlor und schrieb mir Briefe, daß ich ihm helfen sollte. Mit schweren Opfern hab' ich es immer wieder getan. Als ich ihn endlich ein paarmal abwies, ging er von Bitten zu Drohungen über. Die Kenntnis von meiner Schuld gab ihm Gewalt über mich. So hat sich's immer weiter hingezogen bis vor kurzer Zeit.“

„Ich weiß es.“
„Du weißt?“
„Ja — durch einen Zufall. Ich fand seine Briefe unter einer Schublade in dem alten Sekretär.“

„Dort hatte ich ein paar von ihnen versteckt, um im Notfall eine Waffe gegen ihn zu haben. Wenn du sie schon kennst, kann ich es mir ja sparen, sie dir zu zeigen.“

Sie antwortete nicht. Ein Schweigen trat ein, so lastend schwer, daß Türinger es gleich einem auf ihn gelegten Gewicht empfand. Ein paarmal setzte Hedwig vergeblich zum Sprechen an; endlich brachte sie eine Frage heraus.

„Du willst auch jetzt noch nicht mit anderen darüber sprechen?“
„Außer mit Rittner — nein. Ich habe geschwiegen und werde schweigen. Denn ich weiß, wenn diese Schuld bekannt wird — mag sie verjährt sein oder nicht — ist meine Stellung dahin, ich bin entehrt in den Augen der Welt. Und wenn ich selbst für mich allein es tragen wollte, um deinetwillen, um Eliss willen darf es nicht geschehen.“

Er schien auf ein Wort von ihr zu warten, aber sie schwieg. So fuhr er fort:

„Ich denke in dieser Sache heute wie vorher. Der Welt gegenüber fühle ich keine Pflicht, mich anzulagen wegen jener alten verjährten Jugendschuld. Aber wenn ich gegen alle Schwieg, ich hätte dir gegenüber nicht schweigen dürfen.“

Er sah sie an und sah, daß ihre Aufmerksamkeit nur halb seinen Worten gehörte, daß ihre Gedanken bei anderen Dingen weilten, die sie viel mächtiger fesselten. Sie kämpfte mit aller Kraft, sie nicht laut werden zu lassen; sie presste die Hände fest ineinander und beugte sich nieder, als wenn sie eine mächtige Bewegung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Dann aber brach es doch plötzlich aus ihr hervor mit leidenschaftlichen Tränen und leidenschaftlicheren Worten. „Alles um sie — alles um sie! So lange, lange hast du sie gekannt, hast sie geliebt, sie allein!“

„Hedwig! Hedwig!“
„Ja, ja, ja — sie nur ist es gewesen, die du geliebt hast alle die Jahre hindurch. Wenn du mir von Liebe gesprochen hast, wenn ich in deinen Armen gelegen habe — du hast immer nur an die eine gedacht! Sobald sie hierherkam, hat es dich wieder zu ihr getrieben —“

„Das hat es, ich gestehe das ein. Aber es war ganz anders, als du denkst. Meine Liebe zu ihr war ausgeföhrt mit einer furchtbaren Tat. Nur als ich hörte, sie wäre hier, da hat es mich doch mit Gewalt getrieben, sie wiederzusehen. Aber nicht aus Liebe. Mich trieb eine sonderbare geheimnisvolle Begierde, zu wissen, ob dieses Weib, um dessen willen ich so Schreckliches getan hatte, denn wirklich so gefährlich und verführerisch wäre. Und ich wollte vor allem wissen, ob sie selbst einen Verdacht gegen mich hegte wegen der Tat in Nürnberg. Sie sprach nicht mehr davon, das heißt, einmal nur, als ich den Ring an ihrer Hand erblickte, den ihr Deiningger geschenkt hatte. Weil sie sah, daß der Anblick mir unangenehm war, sagte sie mir, sie wolle ihn nie mehr tragen, und zog ihn vom Finger.“

Aber ein Verdacht gegen mich war nicht in ihr. Andere Gedanken und Gefühle beschäftigten sie; denn sie war jetzt in mich verliebt wie früher ich in sie. Nur für Augenblicke noch übten ihr Wesen und ihre Schönheit einen gewissen Reiz auf mich aus. Mein Herz war seit Jahren bei dir; darum bin ich an jenem Abend auch nicht zur Kunevka hinaufgegangen, die mich erwartete.“

Türinger hätte nicht sagen können, ob Hedwig seine Worte gehört und verstanden hatte. Sie sah, das Gesicht in den Händen verborgen, und schluchzte stumm vor sich hin. Mitleid und Reue stammten heiß in ihm auf. Er trat leise nahe zu ihr heran.

„Hör' mich, doch, Hedwig, liebe Hedwig, weine nicht so. Nun ist ja nichts Fremdes, Unausgesprochenes mehr zwischen uns. Komm', steh mich einmal an, beruhige dich doch. Glaube mir, daß ich dich unbeschreiblich lieb habe, Hedwig, wenn ich es auch nicht mehr verdiene, von dir geliebt zu werden.“

Er beugte sich zu ihr nieder, legte die Hände an ihre Schläfen, wollte sie küssen. Aber sobald sie seine Berührung fühlte, fuhr sie zurück, sprang empor und rief: „Ich kann es nicht — oh, dies alles ist ja furchtbar!“

Damit stürzte sie zur Tür und aus dem Zimmer.

Es war schon halb neun Uhr morgens, aber Julius Rittner lag noch in seinem Bett im Hotel Continental. Er hatte vortrefflich geschlafen und seine Tätigkeit damit begonnen, daß er einen Pikkolo zur Apotheke jagte, um Emser Wasser für ihn zu kaufen. Als er ein paar Gläser davon mit heißer Milch getrunken hatte, war er noch einmal für ein Stündchen eingeschlafen, fühlte sich nun merkwürdig wohl und war sehr guter Laune, weil der drohende Kalarrh im Abmarsch begriffen schien.

In diesem angenehmen Gefühl stand Rittner auf, beiseite sich, eine Melodie aus der „Böhme“ pfeifend, mit

langsamere Behaglichkeit an, gab Auftrag, sein Zimmer sofort in Ordnung bringen zu lassen, und begab sich dann hinunter in den Frühstückssaal, wo er sich nach englischer Art mit Beefsteak, Tee und geröstetem Brot für den Tag setzte.

Als er wieder in sein frisch hergerichtete Zimmer kam, war es bereits fünf Minuten vor zehn Uhr, und er hatte sich kaum eine Zigarre angezündet, als ein Klopfen an der Tür ertönte, und Bruno gleich darauf eintrat.

Kittner lud ihn mit großer Herzlichkeit zum Essen ein, warf aber zugleich einen besorgten Blick auf sein bleiches, umblutetes Gesicht.

„Nun, alter Junge, habt Ihr gut gefeiert?“

„Nein. Gar nicht.“

„Gar nicht? Warum?“

„Ich hatte mich in der Hast entschlossen, meiner Frau von einer Sache Mitteilung zu machen, von der ich bisher niemals mit ihr gesprochen hatte. Mir war das Bewußtsein gekommen, daß ich damit ein Unrecht begangen hatte. Meiner Frau gegenüber und ebenso die Anderen Menschen bin ich keine Rechenschaft schuldig, werde sie auch keinem geben. Aber euch beiden bin ich's.“

„Diese Mitteilung hat euch die Freunde gestört?“

„Ja. Von Freude war und ist keine Rede mehr.“

„Sie wird wiederkommen.“

„Ich fürchte: nein. Aber höre mich an. Ich will dir sagen, was ich gestern meiner Frau gesagt habe.“

Sie setzten sich einander gegenüber auf ein paar Klappstühle, und Bruno begann seine Beichte. Kittner hörte still auf seinen Bericht, unterbrach ihn mit keinem Worte; nur auf seinem Gesichte spiegelten sich die Eindrücke von des Freundes Erzählung. Erst als Öhringer zu Ende war, sprach er selbst.

„Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, alter Junge, daß diese Vergangenhetsstragödie an sich mir nicht so tragisch erscheint. Jedenfalls höchst verständlich. Um den Herrn Deininger wird es auch kaum schade gewesen sein. Wichtig ist nur, was daraus für dich entstanden ist und wie deine Frau die Sache nimmt.“

„Sie verschleiert ihr Gefühl wieder in sich selbst, wie sie es zu tun gewohnt ist. Ein leidenschaftlicher Ausbruch gestern, heute stumme Verschlossenheit. Eins fällt mir auf, soweit sie sich überhaupt geäußert hat. Sie scheint unter der auf mir liegenden Schuld weniger zu leiden, als darunter, daß ich die Kunevilo schon vor Jahren gekannt und in jener Zeit auch wirklich geliebt habe.“

„Das ist ihr gutes Recht als Frau, nach dem Gefühl zu urteilen. Und es freut mich für dich, wenn sie sich nur in ihrer Liebe getränkt fühlt. Solche Wolken der Liebe ziehen vorüber. Aber diese Sache müßt ihr miteinander abmachen; ihr werdet schon fertig damit werden. Ernsthafter scheint mir die Sache mit deinem Expreßer. Das ist ja ein netter Junge! Kräftig Geld wie Heu, nicht wahr? Sage mir vor allen Dingen, wie du die Sache zu fängern denkst?“

„Ich denke zu tun, was ich bisher getan habe: nichts.“

„Nichts?“

„Meine Frau hat vermeintliche Schande genug durch mich gehabt; wirkliche Schande will ich ihr ersparen. Der Welt gegenüber bin ich durch deine Hilfe jetzt rehabilitiert. Ich denke, mich verhehlen zu lassen und kann dann weiterleben, wie bisher, ohne sichtbaren Makel auf meinem Namen, wie sich auch sonst mein Dasein gestaltet.“

„Du willst weiter schweigen, diesen Lumpen weiter füttern, mit deinem guten Gelde?“

„Wenn es nötig ist, ja.“

„Beig' ihm die Zähne, schaffe dir ein Jahr allemal Ruhe vor ihm.“

„Er würde mich sofort beim Gerichte denunzieren, wenn ich das versuchte.“

„Wollte, daß ich daran sehr lebhaft zweifle. Dieser nachgemachte Student in Nürnberg und — dieser nachgemachte Regierungsrat hier sind nach der Logik der Dinge doch zweifellos identisch.“ Hierauf verbreitete sich Kittner ausführlich darüber, daß seines Erachtens Bruno an jenem verhängnisvollen Abend einen Doppeltgänger gehabt haben müsse. Anders sei es nicht möglich, daß er von verschiedenen Personen, darunter von seiner eigenen Frau, an Stellen gesehen worden sei, an denen er gar nicht war.“ Kittner schloß dann: „Dein Expreßer und massierter Doppeltgänger hat also notwendig auch die arme Person, die Kunevilo, ermordet — nicht wahr?“

„Meiner Ueberzeugung nach, ja. Einen positiven Beweis aber haben wir dafür nicht.“

„Zweifellos ist er's. Und ein Mörder macht immer einen weiten Bogen um das Gericht. Außerdem sind Expreßer an sich immer feige Lumpen, ihrer Naturgeschichte nach. Er wird suchen wie ein Hund, sobald er die Weisheit sieht. Niemals mehr als jetzt war er in deiner Gewalt.“

„Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Ich will es nicht auf eine Probe wagen. So lange Jahre hab' ich geschwiegen, selbst gegen Euch. Das war ein Unrecht, und ich habe jetzt versucht, es gutzumachen. Aber der Welt gegenüber will ich bleiben, der ich war.“

„Also weiter schweigen?“

„Ja.“

„Gut; jeder muß wissen, was ihm zuträglich ist.“

„Ich hoffe, daß ich es weiß. Dich aber muß ich bitten, die Polizei nicht auf diese Spur zu heben.“

„Das will ich dir versprechen“, antwortete Kittner mit besonderer Betonung und gab ihm die Hand.

„Ich danke dir. Es hat mir wohlgetan, mich auch dir gegenüber auszusprechen. Aber jetzt muß ich gehen. Ich soll um halb zwölf Uhr beim Regierungspräsidenten sein.“

„Hoffen wir, daß er dir ein kleines Plaster auf deine Wunden legt. So ein „Ober“ vor den Regierungsrat oder dergleichen. Umsonst braucht man doch nicht unschuldig ein paar Wochen im Loch zu sitzen.“

„Das alles kümmert mich wenig. Wäre nur Hedwig — aber leb' wohl.“

„Leb' wohl, altes Haus. Und immer den Kopf hoch, wenn auch der Wind einmal den Hut herunterweht.“

Mit einem schwachen Versuche zum Wächeln ging Öhringer hinaus. Kittner begleitete ihn bis an die Tür, kam dann zurück, begann eine Melodie aus der „Böhme“ noch einmal zu pfeifen, brach aber mitten darin ab und blieb mitten im Zimmer stehen, um einen kleinen Monolog zu halten.

„Das hab' ich dir mit gutem Gewissen versprochen, mein guter Bruno, daß ich die Polizei nicht auf diese Spur heben will. Aber selber ein wenig Polizei zu spielen, das hast du mir nicht verboten, und ich hab' es dir nicht versprochen. So etwas wie Sicherheitspolizei für einen guten Freund. Wer sich nicht selber helfen will, dem müssen andere helfen.“

Setzt' ihm mit der Hand reibend, überlegte Kittner eine kleine Weile stumm; dann gab er seinen Gedanken wieder Worte. „Das wäre doch ein Armutzeugnis, wenn ich den Lumpen auf die vorbandenen Indizien hin nicht herausbrächte. Daß er Schauspieler ist, wissen wir, daß

er Kollege der Toten war, ist höchst wahrscheinlich. Damit ist schon ein enges Netz gezogen, in dem wir den Vogel jagen können. Und außerdem haben wir die Briefe. Ja, mein lieber Bruno, wenn die nicht wären! Aber sie sind; ich habe sie gelesen, habe die Abschriften dort in der Schublade und ihre Handschrift fest eingegraben in meinem Hirnkasten. Ich wäre hoch im Fiel, wenn ich mit ihrer Hilfe nicht ans Ziel käme, und ein Fiel wäre ich nur ungern. Also los!“

Er hüllte sich hastig in seinen Doppelpelz, ließ durch den Hotelportier ein Auto herbeifahren und gab dem Chauffeur Auftrag, zum Stadttheater zu fahren. Ein wenig entfernt davon lag er aus und ging, um sein Aufsehen zu erregen, zu Fuß nach dem Bühneneingang, den er frei von Theaterangehörigen fand; es war offenbar gerade Probe. Den Bühnenportier gewann er sich durch ein reichliches Trinkgeld rasch zum Freund und erreichte durch ihn sein Ziel, ein Verzeichnis aller dort engagierten Künstler einzusehen. Er notierte sich alle männlichen Personen, deren Vor- oder Zuname mit einem G begann, und bemerkte zu seiner Verwunderung, daß nur drei von den Herren den verhängnisvollen Buchstaben in ihrem Namen führten: Hans Gregori, Georg Frank, Wilhelm Giesebrecht.

„Gut wollen wir uns etwmal näher ansehen“, murmelte Kittner und nickte den drei Namen liebevoll zu.

Sobald er wieder im Hotel angekommen war, ließ er sich im Schreibzimmer nieder und verlas drei völlig gleichlautende Briefe an die drei Schauspieler, in denen er antrug, ob sie die Güte haben möchten, sich an einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu beteiligen. Er würde, wenn sie zustimmten, persönlich bei ihnen vorsprechen und hätte sie, für diesen Besuch eventuell gleich die Zeit anzugeben, zu der er das Vergnügen haben würde, sie zu Hause anzutreffen.

Als er die drei Schriftstücke dem Hotelbriefkasten überließ, vertrieb er sich die Zeit, so gut es ging, im wohlgeheizten Wintergarten seines Hotels. Temperatur und Vegetation beschäftigten hier ein wenig die Sehnsucht nach der verlassenen Dase. Am Abend fuhr er ins Stadttheater, weil einer der drei Künstler, denen er geschrieben hatte, als Habames in der „Alba“ auf dem Zettel stand. Aber das Gesicht des dicken Tenoristen, den er in diesem Herrn Giesebrecht kennenernte, war ihm zu wenig interessant, um lange dort auszuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Wochenschau

Nicht nur Deutschland, sondern auch weiteste Kreise des Auslands empfinden die heute noch andauernde Anwesenheit fremder Truppen auf deutschem Gebiet als einen trafen Gegenlag zu der Entwicklung der internationalen Politik in den letzten Jahren... Es war für das deutsche Volk eine tiefe Enttäuschung, daß wir mit unserm Anspruch in Genf nicht durchgedrungen sind — diese Worte sind gewiß Außenminister Dr. Stresemann bei der Regierungserklärung im Reichstag am 19. November nicht leicht von Herzen gegangen. Aber sie mußten gesprochen werden. Genau so empfindet der Reichstag. Genau so das deutsche Volk in seiner weit überwiegenden Mehrheit. Jene Erklärung bedeutet zugleich den Schlüssel zum Locarno-Politik.

Und wie die Frage der sofortigen Räumung des ganzen noch besetzten Gebiets, so hat auch die Frage der Abrüstung in Genf völlig versagt. Amerikas — man darf wohl sagen — aufrichtige Friedensbemühungen sind unfruchtbar geblieben. Ueber den Kelloggpaß ist in allen Wipfeldern Ruhe. Im Gegenteil, an den Stufen des Friedentempels rüsten die Völker lustig drauf los. Und „wo alles liebt, kann Karl allein nicht lassen“, d. h. wenn alle rüsten, kann Amerika nicht eine Ausnahme machen, und so läßt auch Cooldige Kreuzer auf Kreuzer bauen, und keinen unter 10 000 Tonnen! — Das ist das Ende der großen Abrüstungsromdie!

Und wie mit diesen beiden Fragen, so wird es auch mit der dritten gehen, mit der Revision des Dawesplans, d. h. mit der Neuregelung unserer Reparationen. Wohl ist man unter den Mächten über die Art des neuen Sachverständigenausschusses einig geworden, daß nämlich dieses Kollegium sich aus wirklichen Sachverständigen, unabhängigen Kennern der gesamten Weltwirtschaft, und nicht etwa abhängigen Beamten, wie Poincaré es ursprünglich wollte, zusammengesetzt sein soll, und daß unter ihnen auch deutsche Vertreter miteinragen sollen. Aber Poincaré will ihre Beschlüsse nur soweit gelten lassen, als sie Frankreichs „unveräußerlichen Ansprüchen“ genügen. Frankreich aber will von Deutschland genau so viel, als es jährlich an Amerika (400 Mill. Dollar 62 Jahre lang) zahlen soll und dazu noch so viel, als es zum Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, wozu auch der neue Festungsgürtel gehört, braucht. England, Belgien und Italien haben auch keine Lust, etwas nachzulassen.

Wie wird das enden? Jedenfalls wird es die Aufgabe der Reichsregierung und deren Vertreter im neuen Dawesauschuß sein, die Frage der deutschen Leistungsfähigkeit klarzulegen. Sie müssen beweisen, wie es uns nur durch Auslandsanleihen möglich war, unsere Wirtschaft zu befruchten, und daß wir nur auf diesem Wege unsern Verpflichtungen nachkommen konnten, daß wir aber jetzt an der Grenze der Verschuldung (10 Milliarden Auslandsschulden) angelangt sind; ferner, daß die Mehrzahl der großen deutschen Unternehmungen dem Ausland verpfändet ist, daß also bei einem etwaigen und gar nicht so unwahrscheinlichen Zusammenbruch Deutschlands auch die Einnahmen des französischen Staatshaushalts aufs äußerste gefährdet sind. Unsere Sachverständigen müssen ihre Kollegen mit allem Nachdruck von der wirklichen Notlage unserer Wirtschaft überzeugen. Unsere Leistungsfähigkeit muß der Kernpunkt der bevorstehenden Erwägungen sein. Auch darauf darf hingewiesen werden, daß durch unsere seitherigen Leistungen die uns aufgebürdete ungeheure und ungerechte Last einestlich schon längst abgebaut ist. Nur ein Wucherer läßt seinen Schuldnern nicht aus seinen Krallen oder erst dann, wenn dieser — ruiniert ist.

Mit keiner Großmacht stehen wir heute besser als mit Amerika. Besonders erfreulich für uns ist die Wahrnehmung, daß die Erkenntnis über die Grundlosigkeit der Kriegsschuldfrage unter Führung der dortigen Gelehrten immer weitere Kreise durchdringt. So hat unlängst Professor Sidnes Fran ein zweibändiges Werk über „Die Entstehung des Weltkriegs“ herausgegeben. Ueber dieses urteilt in dem jüngst erschienenen Novemberheft der Berliner Zeitschrift „Die Kriegsschuldfrage“ der berühmte ame-

rikanische Kriegsschuldforcher Professor Harry Elmer Barnes (in einem eingehenden Aufsatz „Das Ende einer Fabel“) u. a. wie folgt: „Mit dem Buch von Professor Sidnes Fran... ist eine neue Grundlage für die Beurteilung der Kriegsschuldfrage geschaffen worden. Das Werk Fran ist das Ergebnis jahrelanger emsiger Arbeit, die den amerikanischen Gelehrten seit Beendigung des Weltkriegs in Anspruch genommen hat.“ Nun sei den „Märchenerzählern“, den „patriotischen Lügenbolden, deren Glaubensbekenntnis in Artikel 231 des Versailler Vertrags niedergelegt“ sei, den „Teufelsaboolaten“ und ihren „Rettern in Seerot“ (gemeint sind Renouvin und Schmitt) der Mund gestopft.

Ja, wenn's nur schon so weit wäre! Aber noch gibt es selbst in Amerika breite Volksmassen, die an die alte Lüge glauben. Ganz zu Schweigen von England und Frankreich. Auch bei uns in Deutschland ist es in diesem Stück nicht so, wie es sein sollte. Wenn es auch heute niemand mehr wagt, laut unserm guten Recht in den Rücken zu fallen, so sind doch nicht wenige da, die aus parteipolitischen Erwägungen die Kriegsschuldfrage toischweigen. „Wer aber schweigt, der stimmt zu“ — sagt ein altes Wort.

Ja, die Parteipolitik. Wie weit man in diesem Labyrinth sich verirren kann, zeigt die jüngste Reichstagsdebatte über den Panzerkreuzer. Wir stellen hier nur die Tatsachen fest — und die sind folgende: Der Reichstagsler, der bekanntlich verfassungsgemäß für die „Richtlinien der Politik“ der Regierung verantwortlich ist, spricht und stimmt gegen seine eigene Regierung und gegen seinen eigenen Reichswehrminister, der die Kabinettsfrage gestellt hat. Mit ihm stimmen drei andere Minister parteidisciplinmäßig mit ihrer Partei gegen das eigene Kabinett, in dem sie den maßgebenden Einfluß haben. Die schärfste Oppositionsrede hält der Vertreter der größten Koalitionspartei. Der Vertreter einer andern Koalitionspartei erklärt in einer langen Rede, er sei zwar gegen das Panzerschiff und möchte am liebsten es mit den andern Gegnern halten, aber er und seine Fraktion würden doch für die Regierung stimmen. Und die wärmsten Verteidiger der Regierungsforderung? Wer waren die? Die Oppositionsparteien! Also „Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht“.

Wir haben jetzt genau zehn Jahre parlamentarischen Systems. Am 28. Oktober 1918 es sich zum zehnten Mal, daß im Kaiserium noch vor Torchluss jenes Befehl verabschiedet wurde, das die Verantwortlichkeit des Reichstagslers und seiner Regierung an den Reichstag band. Es war dort der erste Schritt, den das deutsche Volk, dem Vorkang der andern Demokratien folgend, auf der neuen Bahn tat, die dann kurz darauf in der Weimarer Verfassung festgelegt wurde.

Bayerns Reichtum an „weißer Kohle“

Von den Wasserläusen, deren Kräfte sich industriell nutzbar machen lassen, entfällt mehr als die Hälfte auf Bayern. Davon ist aber erst ein Drittel ausgenutzt. Bayern ist arm an Kohle und Eisen, aber die Kohlevorkommen in Deutschland nehmen ab, während die Wasserkraft eine unbegrenzte Dauer haben. Das Walchenseewerk, die größte Wasserkraftanlage Deutschlands, versorgt zusammen mit dem Kraftwerk Mittlere Isar bei München ganz Bayern mit elektrischem Strom und gibt davon noch eine Menge an Würtemberg ab; es hat in beträchtlichem Umfang die Elektrifizierung der Eisenbahnen ermöglicht. Zu nennen ist ferner das großartige Kachletwerk bei Passau, eine mächtige Stau- und Kraftanlage der künftigen Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau-Kanal. Im südsüdlichen Bayern an der Alz, die aus dem Chiemsee austritt, und am Inn befinden sich weitere Kraftwerke, die im Dienst der chemischen Großindustrie arbeiten. Hier werden Kalziumkarbid, Ferrosilizium, Azetphen, Kalziumchlorid, Ammoniak, Salpetersäure und verschiedene andere Stickstoffe, sowie Aluminium mittels der elektrischen Kraft erzeugt. Die Alz- und Innwerke beschäftigen ständig 3500 Arbeiter. Das Innwerk Töging liefert allein 10—12 000 Tonnen Aluminium im Jahr und mit dem Lautau- und Erstwert zusammen 80 v. H. der gesamten deutschen Erzeugung. Den Grundstoff liefert das Bauritz, ein Verwitterungsprodukt mit 52 v. H. Tonerde. Das nötige Bauritz wird aus Ungarn bezogen. Die gesteigerte Erzeugung von Aluminium hat die Bedeutung, die deutsche Industrie vom Ausland weniger abhängig zu machen, von dem sie das teure Kupfer beziehen muß, das nun vielfach durch Aluminium ersetzt wird.

Das andere Hauptergebnis der elektrochemischen Industrie an Alz und Inn ist das Kalziumkarbid, das aus Kalk und Kohlenstoff durch Zusammenschmelzen mittels elektrischen Stroms entsteht. Durch Hinzutreten des Stickstoffs wird daraus der Kalziumstickstoff gewonnen, der als Kunstdünger für die Landwirtschaft eine große Bedeutung gewonnen hat. Die gewaltigen Fortschritte der Stickstoffindustrie haben wir der Rot des Kriegs zu verdanken, die erfinderisch gemacht hat. Die schon 1908 bekannte Bindung des Luftstickstoffs zu Kalziumstickstoff wurde mit neuen Verfahren zu größter Ergiebigkeit gebracht. Und vielleicht hätten wir im Krieg besser durchgehalten, wenn wir schon während des Kriegs im Bezug künstlicher Düngemittel unabhängig vom Ausland gewesen wären.

Heute stellen die genannten Fabriken zunächst das Kalziumkarbid her und verbinden dieses, durch den elektrischen Strom auf 1000 Grad erhitzt, mit dem Stickstoff der Luft zu Kalziumstickstoff. Der dazu verwendete reine Stickstoff wird durch Verflüssigung der Luft gewonnen, bei deren Erwärmung — sie hat eine Temperatur von minus 180 Grad — unter Zurücklassung des Sauerstoffs der Stickstoff austritt. Die Firma Linde in Hölkriegelkreuth bei München liefert dafür den besten Apparat der Welt, der vier Kubikmeter Stickstoff stündlich erzeugt. Und die größte Karbidherzeugung der Welt liefert die Fabrik in Hart an der Alz, der allerdings demnächst eine amerikanische Schwestergesellschaft mit gleicher Leistung an die Seite tritt. Von den sonstigen mit dieser Produktion zusammenhängenden Erzeugnissen sei noch das in den Wäldern außer dem Kalziumstickstoff hergestellte Azetphen erwähnt, das über seine ursprüngliche Verwendung zu Beleuchtungs- und Schweißzwecken hinaus mannigfach weiterverarbeitet wird, so über Azetaldehyd zu reiner Essigsäure (für Färberei, Indigoherstellung und für Genußzwecke), zu hochkonzentriertem Alkohol und zu einem Fettsäuregemisch, das unter der Bezeichnung Tri (abgeleitet aus Trichloräthylen und im Kleinhandel durch den Namen Fips erlegt) nicht nur in verschiedenen Industriezweigen, sondern auch in Bäckereien und Haushalten als Wasch- und Fleckmittel wegen seiner Nichtbrennbarkeit das Benzin, Benzol und dergleichen verdrängt.